
Ein gelassen-dreifaches Hoch auf ›operative Ontologien‹

Hans Ulrich Gumbrecht

GUT NEUN JAHRE sind dem Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM) seit seiner Gründung zur Verfügung gestanden, um all die Versprechen, wie sie zur ›Antrags-Phase‹ jedes Forschungsprojekts gehören, in Denk- und Text-Wirklichkeiten umzusetzen. Seine beiden Direktoren haben nun den Gegenwarts-Moment mit zwei Essays markiert, die – ihren intellektuellen Temperamenten entsprechend – von verschiedenen Ausgangspunkten und mit differentiellen Formen der Argumentation im Projekt ›operativer Ontologien‹ zusammenfinden. Und schon werden ›Kollegen und Freunde‹ eingeladen, sich (selbstredend) ›kritisch‹ zu äußern, anders gesagt, das Erreichte in der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* zu benoten. Das Verfahren ähnelt dem deutschen Ritual der akademischen ›Begehung‹, dessen Name einerseits unvermeidlich an den Ausdruck ›mit Füßen treten‹ erinnert und andererseits die soziale Kompetenz der nationalen Professorenklasse meist überfordert, weil ihre Pointe ja darin liegt, eine den Gutachtern für wenige Tage verliehene absolute Macht so zu investieren, dass sie ihnen selbst eines Tages zugute kommt, wenn sie sich in der Lage der zu ›Begehenden‹ wiederfinden.

Von dieser Kreisbewegung des Beurteilens und Beurteilt-Werdens bin ich aus drei Gründen ausgenommen: Ich stehe kurz vor der Emeritierung und werde also mit Gewissheit nicht an irgendeiner weiteren Begehung teilnehmen; ich gehöre seit drei Jahrzehnten – was jedenfalls die Finanzierung meiner Arbeit angeht – nicht mehr dem deutschen Wissenschaftssystem an; und selbst wenn ich eine Nebenrolle in den Frühzeiten der Medienwissenschaft gespielt haben sollte (und deshalb wohl zu meinem Erstaunen immer noch dem Beirat des IKKM angehöre), würde mich heute kaum ein Kollege als einen Spezialisten für Kulturtechniken oder Medienphilosophie ansehen. Natürlich gibt diese dreifache Distanz meiner – um es vorwegzunehmen – begeisterten Reaktion auf die Ortsbestimmungen von Lorenz Engell und Bernhard Siegert keinen Anspruch auf höhere Objektivität, vielleicht aber ein Vorzeichen von Gelassenheit. Denn ich habe nichts zu beweisen und noch weniger zu erhoffen.

Möglicherweise fällt mir gerade deshalb ein grundlegender Unterschied der von Engell und Siegert kondensierend beschriebenen Arbeit zu den meisten an-

deren Forschungsprojekten ins Auge. Der risikofreie Normalfall hält eine jeweilige Epistemologie, hier verstanden im denkbar weitesten Sinn als Grundmuster für die wechselseitige Zuordnung neuer Einzel-Beobachtungen, so stabil als möglich, um den innerhalb dieses Rahmens vorstellbaren Betrag von positiver Wissens-Produktion zu maximieren. Bei den Diskussionen hingegen, die im IKKM geführt werden, waren gerade die Programm- und Rahmenbegriffe ›Kulturtechnikforschung‹ und ›Medienphilosophie‹ mit ihren epistemologischen Implikationen von Anfang an in Bewegung, und eben diese Bewegung hat den Entwurf einer ›operativen Ontologie‹ ermöglicht. Auf dessen Abstraktionsebene sehe ich (offenbar im Gegensatz zu Engell und Siegert selbst) die Distanz zwischen den Begriffen der ›Kulturtechniken‹ und der ›Medien‹ erst einmal aufgehoben, sosehr Neubestimmungen möglich bleiben und vielleicht sogar notwendig werden. Vor allem aber ist aus der Wissensproduktion in individuellen und kollektiven Einzelprojekten eine Dynamik epistemologischer Transformation geworden.

Nun hat die philosophische Option für ›Ontologien‹ (trotz des mildernden und latent paradoxalen Plurals) bis ins einundzwanzigste Jahrhundert ein besonderes Potenzial an Polemik bewahrt, auf das Engell und Siegert offenbar setzen und das mir im Wortsinn sympathisch ist – nicht zuletzt weil es auf anti-ödipale Formeln meiner akademischen Jugend wie das ›Nicht-Hermeneutische‹ oder die ›Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften‹ zurückverweist. Doch ›bei aller Sympathie‹, wie man im Alltag so gerne sagt, bin ich zugleich der – hoffentlich gelassenen – Meinung, dass sich dieses polemische Potenzial des Begriffs und Programms einer Ontologie mittlerweile überlebt hat oder wenigstens überlebt haben sollte. Denn epistemologische Alleinvertretungsansprüche, wie sie die logische Voraussetzung für solche polemischen Absichten oder Reaktionen sind, wirken in der heutigen intellektuellen Umwelt naiv – und wirklich peinlich ist die immer noch gängige Praxis, andere epistemologische Positionen aus der Perspektive der als überlegen gesetzten jeweils eigenen abzukanzeln.

Doch nun werde ich selbst ungelassen-polemisch. Um dies zu vermeiden, habe ich mir, sozusagen als Prämisse für eine Reaktion auf die Essays von Engell und Siegert, vorgenommen, mittels einer (zugegeben halsbrecherischen) epistemologie-geschichtlichen Kurzerzählung zu zeigen, warum ich glaube, dass epistemologischer Pluralismus heute eine Voraussetzung des Philosophierens sein sollte. Daran wird sich eine kurze Beschreibung meines Verständnisses der ›operativen Ontologien‹ anschließen. Vor allem aber möchte ich aus drei Perspektiven – aus existentieller, intellektueller und ästhetischer Perspektive – begründen, warum mich diese Formel als epistemologische Konzeption für unsere Gegenwart so überzeugt, ohne dass sich daraus eine grundsätzliche Ablehnung anderer (etwa ›konstruktivistischer‹) Positionen ergäbe.

*

›Ontologie‹ war eine Wortschöpfung der Frühen Neuzeit, was vermuten lässt, dass es für ihren semantischen Kern, nämlich das Insistieren auf dem Gegeben-Sein einer fundamentalen, nicht zu unterlaufenden oder zu hintergehenden Wirklichkeit, im Mittelalter keinen Bedarf und Anlass gab. Die Menschen jener Epoche verstanden und erlebten sich im Alltag wie in der Theologie als aus Körper und Geist bestehende Bewohner der göttlichen Schöpfung, als Teil einer Schöpfung, die ihnen im Normalfall immer schon hinreichend vertraut war – während sie für komplexere Situationen und Fragen auf Gottes geoffenbartes Wort als absolute Wahrheit vertrauen zu können glaubten. Als irdischer Alltag und als Hinwendung zu Gott vollzog sich mittelalterliches Leben in einem wohlbekanntem materiellen Innen, auf das Verlass war.

Erst mit der frühneuzeitlichen Verengung der menschlichen Selbstreferenz auf das Bewusstsein und der daraus erwachsenden Außen-Position gegenüber der Welt der Dinge, erst mit der Emergenz des Subjekt/Objekt-Schemas also, ergab sich die bis heute als ›modern‹ identifizierte Möglichkeit, die Welt zu beobachten und zu interpretieren, um so neues Wissen über sie zu gewinnen – und mithin auch die Gefahr, am eigenen Wissen über eine nicht mehr von innen erlebte Welt zu zweifeln. Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts freilich waren die Vorzeichen des neuen Verhältnisses zur Welt der Dinge zunächst optimistisch auf den Erwerb vollständigen Wissens als Grundlage für individuelles und kollektives Glück gestellt. Die Frage, ob die Struktur des menschlichen Erkenntnisapparats überhaupt geeignet sei, ein adäquates Bild der Welt außerhalb seiner selbst zu gewinnen, wurde erst nach 1750 zu einer Besorgnis, und es ist interessant, dass zugleich mit ihr ein früher ›Materialismus‹ als Variante und Vorläufer der Ontologie auftauchte. Doch vorerst lag der Konvergenzpunkt der einflussreichen Philosophien von Hume und Kant noch in dem Versuch, die Möglichkeit einer tatsächlich adäquaten Weltsicht als dem Menschen prinzipiell zugänglich zu erweisen.

Gegen diesen vorsichtig erkenntnisoptimistischen Hintergrund wuchs, metaphorisch gesprochen, im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts die Distanz zwischen Subjekt und Objekt beständig. Am Endpunkt der Entwicklung stand um 1900 in den neuen ›Phänomenologien‹ von Bergson und Husserl die schon von Hume wie Kant berücksichtigte Einsicht, dass die Welt nicht anders als durch den Filter des menschlichen Erkenntnisapparats zu haben war – nun aber mit der verschärfenden Implikation, dass dieser Filter ein Bild der Welt nur nach den Maßgaben seiner eigenen Struktur liefern könne, weshalb eine selbstreflexive Erfassung eben dieser Struktur die dringendste philosophische Aufgabe sei. Seither schien jeder Gestus eines philosophischen Realismus – jedenfalls im Rahmen des Subjekt/Objekt-Schemas als Grundkonstellation – gleichsam ein ›Realismus gegen das Wissen von der eigenen Unmöglichkeit‹ zu werden, was wiederum jeder Option auf Ontologie erstens ihren polemischen Unterton gab und zweitens die

Verpflichtung auferlegte, einen gegenüber dem ›Subjekt/Objekt‹-Schema veränderten epistemologischen Rahmen zu erfinden und zu begründen.

Gerade als Schüler Husserls muss Heidegger sein Buch *Sein und Zeit* als ›Existentialontologie‹ im vollen Bewusstsein dieser Herausforderung geschrieben haben, was sich bereits in seiner demonstrativ anti-intellektualistischen Haltung zeigte, und genügte damit tatsächlich der nun entstandenen epistemologischen Herausforderung jeder Ontologie durch die doppelte Substitution von ›Subjekt‹ durch ›Dasein‹ und von ›Subjekt/Objekt‹ durch ›In-der-Welt-Sein‹. Dabei sollte die Wiedereinbeziehung der somatischen Dimension des Menschseins in den Begriff vom ›Dasein‹ die im Begriff des ›In-der-Welt-Seins‹ deutliche Aufhebung der Distanz zwischen Mensch und Welt ermöglichen – und als wohl ideologisch nicht unerwünschten Nebeneffekt eine Erinnerung an das mittelalterliche Weltverhältnis wachrufen.

Insgesamt sind ontologische Positionen in der westlichen Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts freilich eher exzentrisch geblieben, obwohl man – retrospektiv zumindest – postulieren könnte, dass seit *Sein und Zeit* (trotz Heideggers Selbstanspruch) gerade die Unausweichlichkeit einer Pluralität (und auch einer ›friedlichen Koexistenz‹) von epistemologischen Prämissen und Positionen hätte offensichtlich werden können. Denn ausgeschlossen schien philosophischer Realismus nun allein unter der Subjekt/Objekt-Prämisse geworden, deren eigene historische Besonderheit und Begrenztheit zugleich immer deutlicher wurde, während ihm der Begriff des In-der-Welt-Seins einen neuen Rahmen gab. Trotzdem dominierten vor allem nach 1945 für einige Jahrzehnte sowohl in der sogenannten ›kontinentalen‹ als auch in der ›analytischen‹ Philosophie Modelle und Diskurse, welche weiter von der Unmöglichkeit ausgingen, über das menschliche Bewusstsein hinauszugelangen (und also im Subjekt/Objekt-Schema verblieben), ob sie sich nun auf Wittgenstein, Foucault, Derrida oder Rorty beriefen (und Konzepte wie ›Sprachspiel‹, ›Diskurs‹, ›Dekonstruktion‹, ›Konstruktivismus‹ oder ›Linguistic Turn‹ in ihr Zentrum stellten).

So konnte ein letztes Mal die quasi-hegelianische Illusion aufkommen, dass vor allem ›radikal‹ Bewusstseins-zentrierte Philosophien das Produkt und Anzeichen eines Fortschritts seien, der alle Realismen, Materialismen und Ontologien zu Relikten einer überwundenen Vergangenheit degradierte. Inzwischen allerdings sollte die Emergenz vielfach neuer und meist voneinander unabhängiger philosophischer Realismus-Optionen in der kontinentalen wie in der analytischen Philosophie (Bruno Latours Werk etwa oder die Texte von Markus Gabriel), deren gemeinsamer Nenner in einer Umstellung von der Konzentration auf ›unveränderliches Wesen‹ hin zu ›Ketten von Operationen‹ liegt, definitiv klar gemacht haben, dass heute als veraltet und überwunden gerade jene ungebrochene Fortschritts- und Modernitäts-Einstellung gegenüber Epistemologien gelten muss, die

den Realismus immer wieder als vor-modern denunziert hatte. Genauer: Nicht die Konstruktivismen, Pragmatismen und Diskurstheorien selbst müssen heute als aussortiert gelten, sondern ihr Anspruch auf Überlegenheit gegenüber jeder Form von philosophischem Realismus. Ohne identisch mit der epistemologischen Basis von *Sein und Zeit* zu sein, weist die Konzeption der ›Operationen‹ und der ›operativen Ontologie‹ in ihrer Struktur eine Konvergenz zum Begriff des ›In-der-Welt-Seins‹ auf (die auf der gemeinsamen Nähe zur Welt der Dinge beruht), deutlicher wohl als die ›Operationen‹ im Verhältnis zum ›Selbstentbergungs‹-Konzept des späteren Heidegger.

Doch die Beziehung der ›Operationen‹ zu verschiedenen Phasen in Heideggers Philosophie, die auch Bernhard Siegert fasziniert, braucht in diesem Kontext nicht weiter ausdifferenziert werden. Wichtiger ist es, nun auf der Grundlage eines Bilds von der philosophischen Vergangenheit darauf zu bestehen, dass immanente oder historisch begründete Überlegenheits-Ansprüche konstruktivistischer oder realistischer Epistemologien nicht mehr zu halten sind (was auch den Ontologien ihre polemische Konnotation nehmen sollte). Heute können verschiedene Epistemologien unter je verschiedenen Prämissen existieren und konkurrieren, während ihre jeweilige Wahl im Bezug auf spezifische Kontexte aus je spezifischen Perspektiven begründet werden sollte.

Wie schon gesagt, werde ich aus existentieller, intellektueller und ästhetischer Perspektive zu erklären versuchen, warum mich Siegerts und Engells Entwürfe so sehr beeindruckten und überzeugten. Dabei kommt den drei Kriterien natürlich kein Status einer Notwendigkeit zu. Sie haben sich allein aus dem Versuch ergeben, meine zunächst spontane Beistimmung zu verstehen. Nur Institutionen, welche Projektanträge und Projektarbeit zu bewerten haben, sind hier auf mehr denn individuell relevante Kriterien angewiesen. Doch noch vor dieser Begründung meiner Reaktion möchte ich mein Verständnis – oder meine Interpretation – der Konzeption von ›operativen Ontologien‹ kurz beschreiben.

★

Engell und Siegert scheinen eine Auffassung der Begriffs ›Ontologie‹ zu teilen, die auf der Prioritäts-Setzung von Operationen gegenüber Strukturen des Wissens in der Natur, in der Technik und im menschlichen Leben beruht. ›Operationen‹ gelten dabei offenbar als (meist minimale) Bewegungen der Veränderung ohne interne oder externe Sinnggebung. Ihre Epistemologie ist also realistisch im Gegensatz zum Nominalismus eines jeden Ansatzes, der mit Begriffen und Strukturen des Wissens einsetzt. Strukturen des Wissens aber sollen hier erst aus Operationen und ihrer Rekursivität hervorgehen (könnte es übrigens nicht auch, wenigstens gelegentlich, einfach ihre Wiederholung, ihre Überführung in einen Rhyth-

mus sein – statt der Rekursivität?). Um die Emergenz des Wissens unter diesem Blickwinkel zu erfassen, greift Siegert auf Heideggers Unterscheidung zwischen dem ›Ontischen‹ (reine Operationen) und dem ›Ontologischen‹ (Operationen mit emergenten Sinnstrukturen) zurück.

Operationen, lesen wir, sollen in diesem Ansatz die unveränderliche Substanz früherer ontologischer Entwürfe ersetzen, weil wir in einer Zeit ›relationalen Denkens‹ leben. Aber spricht nicht auch und vor allem die Erfahrung für die Einführung der Prozessdimension in die Ontologie, genauer: dass Operationen Naturgegenstände, technische Apparate, Institutionen, Menschen und anderes miteinander verschalten und so das als Begriff noch statische, aber als menschliches Leben potentiell schon immer bewegte In-der-Welt-Sein auf eine komplexere Ebene überführen? Gerade im Hinblick auf das primäre Erleben unseres Alltags kommt dem Modell der ›Operation‹ jedenfalls eine hohe Plausibilität zu.

Weniger überzeugt bin ich von dem implizit als notwendig gemachten Vorschlag, innerhalb der Konzeption der operativen Ontologien an der Unterscheidung zwischen ›Kulturtechniken‹ und ›Medien‹ als grundlegend festzuhalten. Wenn immer Engell und Siegert diese angebliche Notwendigkeit hervorheben, habe ich den Verdacht, es gehe vor allem um das Festhalten an den eigenen intellektuellen und institutionellen Genealogien. Ähnlich verfrüht kommt mir die Bemühung um Variation und Beibehaltung der Begriffe ›Hybrid-Objekte‹ (übernommen von Bruno Latour) und ›Quasi-Objekte‹ (übernommen von Michel Serres) vor. Natürlich verändert sich der Status jeden Einzel-Elements einer Operations-Kette in ihrem Kontext, und vielleicht wird es bald an der Zeit sein, hier neue Typologien zu entwickeln; natürlich kann sich in bestimmten Arbeitszusammenhängen sogar jetzt schon ein Bedarf einstellen, auf die Unterscheidungen zwischen ›Kulturtechniken‹ und ›Medien‹, zwischen ›Hybrid-Objekten‹ und Quasi-Objekten zurückzukommen. Insgesamt jedoch sehe ich eine besondere Stärke des IKKM gerade in einer Erweiterung, Konkretisierung und vielleicht sogar Aufhebung des Medien-Begriffs, nicht in einer spezifizierenden Verengung.

*

In dieser Beschreibung von Engells und Siegerts Formel habe ich selbstverständlich jene Elemente hervorgehoben, die im Vordergrund meiner positiven Reaktion stehen. Das ist aus *existentieller* Hinsicht zunächst die dem Begriff der ›operationalen Ontologien‹ eigene Assoziation mit einer Konkretheit und besonderen Nähe gegenüber der Alltagserfahrung. Doch woher kommt eigentlich jene gegenwärtige Sehnsucht nach Konkretheit, die ich hier voraussetze? Ich bin überzeugt, sie hat zu tun mit dem sich derzeit vollziehenden Übergang unseres Alltags von einem Feld der Kontingenz zu einem Universum der Kontingenz.

Der über das zwanzigste Jahrhundert zu einer globalen Beschreibung gewordene Begriff vom menschlichen Alltag als einem ›Feld der Kontingenz‹ setzte voraus, dass sich in der Normalität unseres Lebens Welt-Gegenstände als aus verschiedenen Perspektiven deutbar zeigten und dass diese vorherrschende Polyperspektivik des Erlebens (›Kontingenz‹) von anderen Erlebnis-Modalitäten umgeben war (›Feld‹), die sich als nicht-kontingent, als ›notwendig‹ (alternativlos) oder als ›unmöglich‹ präsentierten (vorstellbar für Menschen, aber nicht mit ihren Möglichkeiten assoziierbar). In den vergangenen Jahrzehnten jedoch wird eine Transformation der Dimensionen des Notwendigen und des Unmöglichen in Kontingenz deutlich. Das Schmelzen der Pole von Notwendigkeit (immer weniger Lebensbedingungen gelten als ›Schicksal‹, wie früher zum Beispiel das Geschlecht, in das man geboren war) und von Unmöglichkeit (immer mehr frühere Gottesprädikate lassen sich auf Menschen anwenden: Allgegenwart etwa oder Allwissenheit) ist mit erheblichem Freiheitsgewinn für uns Menschen verbunden (Selbstbestimmung des Geschlechts etwa oder globaler Horizont der direkten Kommunikation) – aber es mag uns auch in seinem Ergebnis als überwältigende Möglichkeitsfülle überfordern.

Eben unter dieser Voraussetzung hat sich vielerorts ein Bedürfnis nach Konkretheit eingestellt, nach Situationen des existentiellen Halts in Strukturen der Vertrautheit, dem der Gestus von Ontologien entgegenkommt – und als Alternative zu neuen Fundamentalismen als problematische Reaktion auf Überkomplexität auch aus politischen Gründen entgegenkommen sollte. Eine ähnliche Affinität verbindet Ontologien mit der so deutlichen Rückkehr des Körpers als positiv erlebter Dimension unserer Existenz – und zwar sowohl im morgendlichen Jogging als auch in intellektuellen Projekten (wie etwa dem immer wieder ins Gespräch gebrachten Vorschlag einer Neuro-Philosophie).

Von Experimenten wie der Neuro-Philosophie führt ein Weg der Assoziation hin zur Kritik der klassischen Konzeption von menschlicher Handlungsautonomie und Umgestaltung der Welt, die uns heute als überzogen und in ihren ökologischen Folgen als bedrohlich erscheint. Dieser Impuls einer Abklärung der aufgeklärten Norm von Subjekt-Autonomie mag in der Konzeption der operativen Ketten eine neue Plausibilität der Selbstreferenz finden. Einen historischen Erklärungsvorschlag für dieses ontologieaffine, existenzielle Klima unserer ›sich verbreiternden Gegenwart‹, in deren Komplexität tendenziell alle Phänomene simultan werden, könnte ich liefern – doch eine solche Erklärung wäre erstens dysfunktional hinsichtlich der Bewertung ›operativer Ontologien‹ – und ist außerdem in zwei Büchern (unter den Titeln *Unsere breite Gegenwart* und *Nach 1945*) zugänglich.

Was sind aber *intellektuelle* Chancen, welche die operativen Ontologien eröffnen? Da bewusstseinszentrierte Prämissen die Geistes- und Kulturwissenschaften seit ihren Anfängen im neunzehnten Jahrhundert beherrscht haben, trägt diese

Konzeption grundsätzlich bei zu einer Öffnung auf neue Fragen, Analyseverfahren und Erkenntnisdimensionen, die sich zu einer Alternative gegenüber ›Interpretation‹ und ›Hermeneutik‹ entwickeln. Statt der Identifikation von Bedeutungsebenen etwa rückt nun der Prozess ihrer Emergenz in den Blick der Erkenntnis. Zugleich verändert sich unsere Beziehung zu nicht-westlichen Kulturen und zu Epochen innerhalb der westlichen Kultur, welche nicht die mentalen Prämissen und Strukturen der westlichen Neuzeit teilen. Es ist gewiss kein Zufall, dass die historischen Illustrationen in Siegerts Essay zur Übergangszeit zwischen dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit gehören, zu einer Situation also, deren Epistemologie zwischen Offenbarung, säkularer Epiphanie und inkarniertem Wissen auf der einen und subjektivem Erkennen, Selbstreflexion und Forschung auf der anderen Seite oszillierte. Und wir stehen erst am Anfang neuer Beschreibungen von afrikanischen, asiatischen und anderen nicht-westlichen Kulturen, mit denen sich hermeneutische Prämissen bisher immer schwergetan haben.

Bisher verschlossene Potenziale ergeben sich auch für klassische akademische Disziplinen wie die Kunstgeschichte oder Musikologie, wo das ursprünglich textbezogene Paradigma des ›Lesens‹ und mithin erneut die ausschließliche Frage nach einem ›Sinn‹ oft erkenntnisverstellend gewirkt hat. Von der Analyse der Arbeit eines Orchesters mit den Begriffen und Modellen der operativen Ontologie zum Beispiel sind neue Einsichten in bisher kaum verstandene Dimensionen der Praxis zu erwarten – oder von einer ähnlich gerahmten Beschreibung der Ästhetik bei Mannschaftssportarten. Zu einer besonders interessanten und vielversprechenden intellektuellen Differenz schließlich gelangt Engell über den Begriff der ›Ontographie‹. Sein Essay regt die Vorstellung an, dass sich mit einer konsequent praktizierten operativen Ontologie nicht allein die Fragen und Verfahren unserer Erkenntnisproduktion verändern könnten, sondern auch das Medium ihrer Dar- und Vorstellung. Noch fällt es schwer, an Erkenntnisvermittlung durch dreidimensionale ›versetzte‹ Szenen anders als im Sinn einer den intellektuellen Prozess erleichternden ›Illustration‹ zu denken, aber vielleicht liegt ja gerade hier die maximal produktive Provokation aus der Arbeit am IKKM, die Provokation nämlich, primär dioramatische Dispositive der Wissensartikulation und Wissensvermittlung (an Stelle von Texten und Tabellen) zu imaginieren.

Was schließlich die ästhetische Perspektive der operativen Ontologien angeht, so will ich nicht auf Fälle und Phänomene ästhetischer Erfahrung zurückkommen, die mit dieser epistemologischen Basis neu zu beschreiben und zu analysieren wären. Eher ist zu betonen, dass der Ansatz im Vergleich zu den interpretationszentrierten Traditionen der Geistes- und Kulturwissenschaften ein deutlich sinnlicheres Verhältnis zwischen unserer Arbeit und den Dingen der Welt (einschließlich unserer eigenen physischen Existenz) befördert. Hier geht es um eine Verschiebung des Blicks, welche an Heideggers Kritik der Newton'schen Natur-

wissenschaft in seinem Vortrag *Zeit des Weltbildes* erinnert. Die moderne Naturwissenschaft habe, sagt Heidegger, ›einen Vorhang der Mathematik‹ zwischen uns und die Natur gehängt, der eine Beziehung der Vertrautheit und Nähe zur Natur im Sinn des In-der-Welt-Seins erschwere oder gar unmöglich mache. Analoges ließe sich wohl über den hermeneutischen Sinn-Vorhang der Geisteswissenschaften gegenüber ihren klassischen und neuen Gegenständen sagen, der uns zum Beispiel verpflichtet, Formen von Prosodie, Rhythmus und Melodie ausschließlich im Bezug auf die ihnen eigentlich – ontologisch – fremde Dimension von Sinn und Bedeutung zu analysieren.

✱

Es gehört zur Gelassenheit, die ich meine, dieser entschieden positiven Reaktion auf die Vorschläge von Engell und Siegert ein Umschlagen in euphorische Gedankenflüge zu gestatten. Wenn man das Adjektiv ›operativ‹ von seinem primären epistemologischen Gebrauch in der Konstitution von Gegenstandsbereichen changieren lässt hin zur Beschreibung eines intellektuellen oder wissenschaftlichen Stils, dann zeichnet sich ein utopisches Potenzial der operativen Ontologien ab. Dieses Potenzial gründet in der Fähigkeit, aus einer ›wissenschaftlichen Position‹ mit speziellem Interesse an Prozessen selbst zu einem Prozess aus langfristiger oder permanenter Selbsttransformation werden zu können. Hier könnte sich ein Weg aus dem erschöpften Paradigma der Geisteswissenschaften und aus dem immer vage gebliebenen Programm der Kulturwissenschaften abzeichnen. Zwar würde eine solche Dynamik mit ungewissem Ziel der Formulierung weiterer Förderanträge die Substanz entziehen, weil von ihnen ja absurderweise stets erwartet wird, eine Zusammenfassung zukünftiger Ergebnisse zu enthalten – aber das IKKM befindet sich ja (glücklicherweise aus dieser Hinsicht) in seiner Schlussphase.

Abschließende Bemerkung: Das beliebte politische Vorurteil, ontologische Optionen seien notwendig konservativ, versuche ich erst gar nicht zu widerlegen. Denn es setzt genau jene Fortschrittsgeschichte des Erkennens und Wissen voraus, von der wir uns um der eigenen intellektuellen Freiheit und Produktivität willen möglichst bald lösen sollten. Außerdem hat seine binäre Topologie von ›linken‹ und ›rechten‹ Positionen die Beziehung zum politischen Alltag unserer Gegenwart längst verloren.